



T. C. BOYLE
Ein Freund der Erde
ROMAN / HANSER



Hanser eBook

T. Coraghessan Boyle

Ein Freund der Erde

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Werner Richter

Carl Hanser Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien
erstmals 2000 unter dem Titel *A Friend of the Earth*
bei Viking Penguin in New York.

Danksagung

Der Autor bedankt sich bei Marie Alex,
Russell Timothy Miller und Richard Goldman für Rat
und Hilfe.

ISBN 978-3-446-23967-8

© T. Coraghessan Boyle 2000

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München Wien 2012

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Datenkonvertierung eBook: Beltz Bad Langensalza

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:
www.hanser-literaturverlage.de

www.tc-boyle.de

INHALT

Teil 1

Bring sie lebend zurück!

Teil 2

Unser wichtigstes Produkt heißt Fortschritt

Teil 3

Wildnis Amerika

Für Alan Arkawy

*Ein jeder Geist baut sich ein Haus und
hinter seinem Haus eine Welt und hinter
seiner Welt einen Himmel. Wisse also,
daß die Welt für dich existiert.*

Ralph Waldo Emerson, *Natur*

*The earth died screaming
While I lay dreaming*

Tom Waits, *The Earth Died Screaming*

PROLOG

Santa Ynez, November 2025

Ich verfüttere gerade Kraftkekse und Hühnerrücken an die Hyäne und tue mein Bestes, um nach dem letzten Unwetter einigermaßen aufzuräumen, als das Telefon klingelt. Es meldet sich Andrea. Meine Exfrau Andrea Knowles Cotton Tierwater, meine Ehegattin von vor tausend Jahren, als ich noch jung und kraftvoll und gnadenlos männlich war – die Frau, die sich damals, als wir noch glaubten, so etwas hätte einen Sinn, regelmäßig an Kräne, Bulldozer und siebenhunderttausend Dollar teure Holzharvestermaschinen ketten ließ, die Frau, die mir half, meine Tochter großzuziehen, die Frau, die mich in den Wahnsinn trieb. Verdammt noch mal. Wenn schon jemand von damals wiederauftaucht, wieso dann nicht Teo? Bei dem wäre es leichter – ihn könnte ich einfach umbringen. Peng. Dann hätte Lily auch gleich was anderes als Hühnerfleisch zum Abendessen.

Auf jeden Fall sind hier überall Bäume umgestürzt, und der Schlamm zerrt an meinen Gummistiefeln wie ein gierig saugendes Maul, das mich irgendwann bestimmt in den Abgrund reißen wird, aber einstweilen noch nicht. Mag sein, daß ich

fünfundsiebzig bin und meine Schultern sich anfühlen, als wären sie mit Angelhaken an den Gelenken befestigt, aber die neue Niere, die sie mir eingesetzt haben, verrichtet ihre Klärfunktion ganz hervorragend, danke der Nachfrage, und ich kann immer noch besser arbeiten als die meisten der verzärtelten Halbidioten hier. Außerdem kann ich Dinge, die nicht jeder kann – ich bin ein Tierexperte, von denen sind heutzutage nicht mehr viele übrig, und Maclovio Pulchris, mein Chef, weiß das zu schätzen. Übrigens will ich hier nicht unnötig mit Namen um mich werfen, keineswegs – ich nenne nur die Fakten. Mir untersteht seine Privatmenagerie, die letzte dieser Art in unserem Teil der Welt, und es ist ein wichtiges – ich korrigiere: ein essentielles – Reservoir für das Zoocloning und die Verteilung dessen, was von den bekannten Säugetierarten noch geblieben ist. Und man kann sagen, was man will, über Popstars im allgemeinen oder die Qualität von Macs Musik im speziellen oder sogar darüber, wie es aussieht, wenn er seinen Hut und die Sonnenbrille abnimmt und man sehen kann, mit was für einer lächerlichen kleinen Quetschkartoffel von Kopf er gesegnet ist, aber eines sag ich euch: er ist ein echter Tierfreund.

Allerdings wird von seiner Menagerie nicht allzuviel übrigbleiben, wenn dieses Wetter nicht nachläßt. Es ist nicht mal Regenzeit – oder was wir früher die Regenzeit genannt haben, als verstünden wir

irgendwas davon -, trotzdem reihen sich über dem Pazifik die Gewitter wie Billardkugeln auf einem Pooltisch, und nirgends eine Tasche zum Einlochen. Vor zwei Tagen blies nachts ein starker Wind, der von einem der hinteren Gehege das Dach abriß und wie ein Riesenfrisbee in die Apartmentsiedlung Lupine Hill gegenüber krachen ließ. Mac war das eher egal – niemand ist heute noch gegen Wetterschäden versichert, Klagen vor Gericht werden automatisch abgewiesen, also was soll's -, aber das Bittere daran war, daß der Patagonische Fuchs ausbüxen konnte, vermutlich das letzte in Freiheit geborene Exemplar seiner Art auf diesem abgewrackten Planeten, und bis jetzt haben wir das Vieh noch nicht wiedergefunden. Wie vom Erdboden verschluckt. Keine Spuren, gar nichts. Die Füchsin ist einfach weg, als hätte der Sturm sie mitgerissen wie Dorothy Gale und in irgendeinem Zauberland abgesetzt, wo die ausgestorbenen Fleischfresser aller Epochen zwischen Massen von gefesseltem Wildbret wahre Orgien feiern – oder aber mitten auf einer Schnellstraße, wo das Tier für den Durchschnittsfahrer wohl nichts als ein Hund auf Stelzen wäre. Und die Pangoline sind auch alle weg. Dabei gibt's weltweit nicht mal mehr fünfzig dieser Schuppentiere. Es ist eine Schande, aber was soll man machen – den Suchdienst anrufen? Es hat uns alle hart getroffen. Überschwemmungen, Sturm, Donner und Blitz, sogar Hagel. Eine Menge Leute

haben kein Dach mehr überm Kopf, und zwar hier bei uns in Santa Barbara County, nicht nur in Los Andiegoles oder San José Francisco.

Jetzt aber Lily. Sie betrachtet mich lange aus ihren eidottergelben Augen, und ich bin froh, daß ich angesichts der Fleischsituation in letzter Zeit wenigstens Hühnerrücken habe, als das Bildtelefon läutet (man denke hier an *Dick Tracy*, denn inzwischen ist die ganze Welt ein Comic strip). Der Himmel ist schwarz – nicht grau, schwarz –, dabei kann es kaum drei Uhr nachmittags sein. Alles ist still, und ich rieche ihn wie eine sich ballende Wolke: den Tod, den Tod von allem, hoffnungslos und stinkend und kaputt, die Farben haben kein Pigment mehr und die Gebäude keine Farbe, Autos liegen verlassen neben der Fahrbahn, und schon fängt es wieder an zu regnen. Ich spreche zu meinem Handgelenk (ohne Bild allerdings – der Bildknopf ist fest und für immer auf OFF geschaltet: weshalb sollte ich diese Ruine von einem Gesicht irgendwem zeigen wollen?). »Ja?« rufe ich, und der Regen wird jetzt heftiger, vom Wind gepeitscht, schlägt mir ins Gesicht wie ein nasses Handtuch.

»Ty?«

Die Stimme klingt rissig und zerfurcht, wie die Erde hier, wenn die Unwetter nach Nevada und Arizona weiterziehen und die Sonne zurückkehrt, um mit ihrer vollen ungefilterten melanomischen Macht auf uns

niederzuknallen, aber ich erkenne sie sofort, auch nach zwanzig Jahren. Es ist eine Stimme, die mich körperlich berührt, mich aus dem Nichts heraus anspringt und an der Gurgel packt wie ein Wesen, das vom Blut anderer Wesen lebt. »Andrea? Andrea Cotton?« Kurze Pause. »Gütiger Gott, du bist es, oder?«

Leise und verführerisch, während der Wind auffrischt und Lily mich hinter dem Maschendrahtzaun fixiert, als wäre ich der Hauptgang, fragt sie: »Kein Bild für mich?«

»Was willst du, Andrea?«
»Ich möchte dich sehen.«
»Tut mir leid, mich kriegt keiner zu sehen.«
»Ich meine persönlich, von Angesicht zu Angesicht. So wie früher.«

Der Regen rinnt von meinem Hut herunter. Einer der inzüchtigen Löwen fängt an, sich seine armselige Lunge rauszuhusten, ein rasselndes, eigenartig mechanisches Geräusch, das über die mit Unkraut bewachsene Wiese schallt und an der monolithischen Fassade der Apartmenthäuser als Echo abprallt. Ich bemühe mich, einen ganzen Schwall von Gefühlen zu unterdrücken, aber sie tauchen dauernd wieder auf, durchstoßen die Oberfläche, drohen sich loszureißen und ein für allemal aus dem Ruder zu laufen. »Wozu?«

»Was glaubst du wohl?«

»Ich weiß nicht – um meine Kontokarten zu überziehen? Mir ins Hirn zu scheißen? Die Erde zu retten?«

Lily rekelt sich und gähnt, zeigt mir ihre langen gelben Fangzähne und die großen, malmenden Molaren weiter hinten im Maul. Eigentlich sollte sie draußen auf der Steppe sein und Giraffenknochen knacken, das Mark aus den Wirbelkörpern saugen, Hufe zernagen. Nur daß es keine Steppe gibt, nicht mehr jedenfalls, und Giraffen auch nicht. In meinem Hirn hat sich etwas losgerissen und schreit: ES IST ANDREA! Und sie ist es. Andreas Stimme meldet sich wieder. »Nein, du Narr«, sagt sie. »Aus Liebe.«

Ja, ich bin ein Narr, ein Narr der tausend Kostüme und bunten Hüte, und zum Beweis dafür willige ich in ein Treffen mit ihr ein, ohne viel Gegenwehr und nach nur höchst kümmерlichem Vorspiel, denn die vertraute Stimme wütet in meinem Kopf wie eine Faust, die einen abgenagten Knochen hält. Wann genau haben wir uns zum letztenmal gesehen? Entweder 2002 oder 03. Wir gingen damals gemeinsam klettern, wir tanzten, bis die Musik uns taub werden ließ, und wir vögelten, bis die Vögel erwachten und sangen und an Altersschwäche starben. Einmal brachten wir dreißig Tage nackt in der Sierra Nevada zu, und wenn das auch nicht gerade so wie in *Die blaue Lagune* ablief, war es doch eine Erfahrung, die man nie vergißt. Und, na ja, meine edelsten Teile sind durchaus noch in

Ordnung, Viagra Supra hab ich nicht nötig und auch keine Penisimplantate, besten Dank, und ich frage mich, wie sie nach so langer Zeit wohl aussieht. Sie ist acht Jahre jünger als ich, und falls die Regeln der Mathematik nicht ebenso zusammengebrochen sind wie alles andere, dann müßte sie jetzt siebenundsechzig sein, was aus meiner Perspektive ein höchst interessantes Alter für eine Frau ist. Also klar, ich werde mich mit ihr treffen.

Aber nicht hier. So ein großer Narr bin ich auch wieder nicht. Ich vereinbare für heute abend sechs Uhr ein Stelldichein in Swensons Wels-und-Sushi-Restaurant in Solvang, trotz des strömenden Regens und der ausgewaschenen Straßen, denn ich hab den Geländewagen von Mac, und was sie hat oder wie sie hinkommt, ist nicht mein Problem. Jedenfalls noch nicht.

Aber sie wird dasein, darauf wette ich. Sie will irgendwas – Geld, ein Bett zum Übernachten, Kleider, eine gute Flasche Wein, meine letzte Dose mit Alaska-Königskrabben (inzwischen ausgestorben, so wie alles andere, was im Meer schwimmt oder krabbelt, außer vielleicht Zebramuscheln) –, und sie kriegt immer, was sie will. Ich versuche, sie mir vorzustellen, wie sie damals war, Mitte Vierzig, und ich sehe als erstes ihre Augen – Augen, die einen packen und nicht wieder loslassen, heiß und hart und versengend wie zwei Fackeln. Und ihre Brüste. An die erinnere ich mich

auch. Ich glaube, sie ist nie im Leben aus dem Haus gegangen, wenn sie nicht etwas anhatte, das an ihr klebte wie frischer Lack. Bis auf diesen Monat in der Sierra Nevada; da trug sie nichts als eine Schicht Dreck und Mückenstiche.

Andrea. Ja, sicher, es wird Laune machen, sie wiederzusehen, auch wenn gar nichts passiert – und wie gesagt, ich bin noch nicht jenseits von Gut und Böse, was Sex angeht, noch nicht, und obwohl ich mich nicht mal ansatzweise sexuell betätigt habe, seit Lori gestorben ist, bei der Mucosaepidemie vor drei Jahren hier, denke ich dauernd daran. Ich sehe mir die Frauen an, die Macs Leibwächter anschleppen, und male mir aus, wie sie unter den Regenmänteln gebaut sein müssen, ich betrachte die langbeinigen Dinger in ihren Khakikleidern, die ihre Einkaufswagen durch die verlassenen Supermarktgänge schieben, wenn ich den Geländewagen nehme, um Trockenfutter zu holen und was sie gerade so an halbverfaulter Pflanzenkost dahaben, für den Brillenbären und die Nabelschweine. Sex. Eine feine Sache. Auch wenn ich es vermutlich kaum öfter als etwa einmal im Monat aushalten könnte, und selbst dann nur, wenn das ganze gefühlsduselige Drumherum – all das Händewringen und Naseputzen, die Betrügereien und Schreiduele und die animalische Intimität, die um keinen Deut höher auf der Gefühlsskala steht als das Lecken,

Schlecken und Sabbern der Hyänen – aus dem Vorgang strikt ausgeblendet bleibt.

Liebe, hat sie gesagt. *Aus Liebe*. Und wider Willen, trotz allem, was ich erfahren und erlitten hatte, trotz der Narben ihrer Krallen auf meinem Rücken, fühle ich mich jenen fatalen Moment lang schwach werden, und da weiß ich, daß sie mich erwischt hat.

Ich starre in Lilys Gehege, der gesamte Regen des Universums tropft mir von der Krempe dieses albernen gelben Hutes und meiner übergroßen, demütigend langen Altmännernase, als ein Ruf vom Wind über den Hof getragen wird. Es ist Chuy, beleuchtet von einem phantastischen Blitzschnörkel, der mich zurückwirft in meine Tage der Batikhemden, von LSD auf Löschblatt, von Stroboskoplichtern in Tanzschuppen und Jane, meiner ersten Frau und ersten Liebe, aber Chuy ist nicht Jane, er ist Chuy, der keinen Nachnamen hat, weil er sich nicht mehr darauf besinnen kann seit dem Unfall beim Unkrautsprühen, der ihm sein Haar, seine Männlichkeit und das halbe Hirn geraubt hat und ihn ständig herumzappeln lässt wie eine Kakerlake auf dem Insektengrill. Er schleppt irgendwas hinter sich her, einen eingerollten nassen Teppich oder alte Zeitungen, der Regen verdeckt ihn in breiten grauen Bahnen, die an die ausgeschütteten Wassereimer in den alten Stummfilmkomödien erinnern – frühe Spezialeffekte also.

»Ist ein Hund«, sagt Chuy keuchend durch den Ozean der Luft, und es stimmt, genau das ist es, ein Hund. Zwei, drei Tage lang tot, der Bauch schon ein bißchen aufgetrieben, eine Collie-Schäfer-Mischung, hab ihn noch nie gesehen, wenigstens ist es nicht der Patagonische Fuchs, das hätte gerade noch gefehlt. »Hab ihn tot im Gebüsch gefunden, Mr. Ty, und ich denke mir, ist vielleicht was *para* Lily zum Fressen, nein?«

Ich, nachdenklich, alt, knochig und regengepeitscht:

»Vergiftet? Denn wenn er...«

Chuy linst zu mir hinauf, mein ganz privates Aufbauprojekt, sein Blick ist leicht bekloppt, er hat weder den Unterkiefer noch die Zunge unter Kontrolle, jeder Nerv gebraten und noch immer brutzelnd. »Nicht vergiftet, Mr. Ty, ist überfahren worden«, und er hebt das Hinterteil des Viehs, zeigt mir die zermanschten Beine und das gebrochene Rückgrat.

Gut so, das kommt gerade recht, ein richtiger Bonus, und während wir gemeinsam den klatschnassen Kadaver auf Schulterhöhe heben und dann über den Drahtzaun wuchten, hinter dem sich Lily, neugierig geworden, aus dem Schlamm hochrappelt, muß ich schon wieder an Andrea denken und daran, welches Hemd ich anziehen und ob ich mir ein Jackett antun soll. Ich stelle mir uns beide an der Bar von Swensons Kneipe vor, ihr unbezwingbarer

Blick und die vollkommenen Brüste, sie hat sich nicht verändert, denn Veränderung ist undenkbar, Andrea mit dreiundvierzig, einfach umwerfend, eine Wucht, schau mir in die Augen, Kleiner, und dann schnappt sich Lily den Hund, und alles, was ich noch höre, ist das Krachen der Knochen.

Die Löwen haben ihr Pferdefleisch gekriegt, und die Großen Ameisenbären (*Myrmecophaga tridactyla*) bearbeiten ein paar halbverrottete Balken voller Formosa-Termite, vermutlich ein ordentliches Mittagsmahl, da verfalle ich endlich auf die kluge Idee, zurück ins Trockene zu gehen. Inzwischen – es muß so vier, halb fünf sein – hat der Regen ein wenig nachgelassen, und auch der Wind, der in letzter Zeit ständig mit den maximalen zehn Beaufort zu blasen scheint, ist wohl etwas abgeflaut. Etwa auf – wie würde man das bezeichnen – Hutwegblasstärke? Volles Programm, starker Tobak, dabei fing der Schlamassel erst an. Böig. Stürmischt. Nicht ganz Orkanstärke. Er zerrt an der Kapuze meines Regenmantels, klatscht mir das nasse Vinyl ins Gesicht, ein Satz warme Ohren, und meine Brille rutscht mir den Nasenrücken rauf und runter, als wäre sie eingefettet. Es herrscht totales Chaos, kein Zweifel, jeder Schritt eine Tretmine, die Büsche sind zerfetzt wie alte Segel, die Bäume mittendurch und dann noch einmal gebrochen. Aber was geht's mich an? Das überlasse ich Macs Gärtner und dem

masochistischen Schnösel von Landschaftsgestalter,
der unverdrossen immer wieder auftaucht, sobald der
Regen nur eine Stunde lang nachläßt – aber so wie die
Humusschicht mit dem frisch gesäten Gras
davongespült wird, ist mir völlig klar, daß wir während
der Trockenzeit mitten in einer Wüste leben werden.
Falls sie jemals kommt.

Als Teil meiner Abmachung mit Mac bewohne ich ein
Zwei-Zimmer-Gästehaus am äußersten Rand seines
Grundstücks, direkt an der Mauer von Rancho Seco,
der eingezäunten Nobelsiedlung östlich von uns. Das
Haus wurde in den Neunzigern mit allem modernen
Komfort erbaut, und es ist eigentlich recht gemütlich,
außer daß der Wind vor langem schon die
Regenrinnen und drei Viertel der Schindeln
heruntergerissen hat und daß der Kamin zugemauert
ist, Gesetz des Staates Kalifornien. Immerhin hab ich
einen Heizlüfter, und so wird es nie wirklich kalt hier,
nicht so wie früher – jedenfalls niemals unter fünfzehn
Grad –, und ich bin der Feldmarschall einer Armee von
Kochtopfen und Lackdosen, die mit mindestens fünfzig
Prozent Wahrscheinlichkeit fünfzig Prozent des
Regens einfangen. Und wieso bibbere ich dann
trotzdem wie ein Cholerakranker, als ich endlich den
Regenmantel abstreife, aus den Stiefeln steige und ein
Handtuch um den Kopf schlinge? Weil ich
fünfundsiebzig bin, deswegen. Weil Nässe bei fünfzehn
Grad in meinem Alter ungefähr dem Gefrierpunkt von

Wasser entspricht, als ich neununddreißig war, dem Jahr, in dem ich Andrea kennenlernte.

Überall riecht es nach Schimmel – logisch – und nach Ratten. Die Ratten – eine sogenannte r-Selektion im Überlebenskampf: große Würfe, hochgradig mobil, für praktisch jede Umweltbedingung geeignet – gedeihen prima und vermehren sich, als gäb's kein Morgen (aber natürlich gibt's eins, wie sich jeder, der heute lebt, nur allzusehr und allzu schmerhaft bewußt ist, und dieses Morgen kommt auch für die Ratten). Sie verbreiten einen unterschweligen, verstohlenen Geruch: wie alte zusammengeknüllte Sportsocken am Boden des Umkleideraums in der Schule, Rohre, die längst einmal gereinigt gehörten, auf dem Teller eingetrocknete Sauce Bolognese, die erst mit etwas Wasser wieder flüssig wird. Es ist ein stiller Gestank, kein Vergleich mit der Hyäne, wenn sie naß geworden ist, was ja jetzt dauernd der Fall ist, undich vergebe den Ratten dafür. Schließlich bin ich ein Umweltschützer – oder war es jedenfalls, hat wohl wenig Sinn, diesen Begriff heute noch zu verwenden – und glaube an leben und leben lassen, die Tiefenökologie und Adat und Keine Kompromisse zur Verteidigung von Mutter Erde.

Andrea. O ja, Andrea. Sie hat mich geschmört in diesem Schmelziegel, mit ihren glühenden Augen und dieser Stimme wie heiße Asche, und mit ihrem Körper, ihrem wunderschönen, festen Körper einer

Rucksackreisenden, den stämmigen Beinen, den fraulichen Hüften und allem anderen. Sie ist jetzt auf dem Weg zu Swensons Kneipe, um mich wiederzusehen. Vielleicht ist sie auch bereits dort, das Gläschen Sake wie ein Fingerhut in ihren großen Frauenhänden, lehnt sie sich an der Theke nach vorn, um herzuzeigen, was sie noch hat, und Shigetoshi Swenson die Sprache zu verschlagen, dem Barkeeper, der höchstens vierundsechzig oder fünfundsechzig sein kann. Der Gedanke an dieses Bild bringt mich in die Gänge, das war schon immer so, und im nächsten Moment bin ich im Schlafzimmer und reiße einen Pullover aus der Schreibtischschublade (einen schwarzen Rolli, um die Truthahnklappen unter meinem Kinn zu verbergen), denke mir, keine Zeit zum Duschen, bin auch so naß genug. Von einem Haken im Schrank greife ich mir eine halbwegs saubere Jeans, schlüpfe in meine Cowboystiefel aus Kunstleder und stürze dann zur Tür hinaus – aber nicht ehe ich das Ensemble mit der Krönung komplettiere: der roten Baskenmütze, die sie mir geschickt hat, als ich zum zweitenmal ins Gefängnis mußte. Ich ziehe sie tief in die Stirn, wie die Strickmütze des Öko-Terroristen. Um der alten Zeiten willen.

Unwetter oder nicht, draußen sind jede Menge Leute unterwegs: Pendler, Einkäufer, Reparaturteams, Teenager, die darauf abfahren, daß die Welt zu Scheiße wird, und ich muß achtgeben auf den Wind,

der den Wagen beutelt, auf die Schlaglöcher und Bodenwellen und die ausgewaschenen Stellen. Vor fünfundzwanzig Jahren war das hier Wildnis, wo man Luchse, Maultierhirsche, Kaninchen, Wachteln und Füchse finden konnte, bevor alles niedergemetzelt und weggewildert wurde. Ich erinnere mich noch an Pferderanches, endlose Weideflächen in den Hügeln, riesige Grundstücke wie das von Mac, sogar hie und da eine Emu-Farm (*Magerer als Rindfleisch und nur halb soviel Kalorien, probieren Sie noch heute einen Emu-Burger!*). Inzwischen sind dort Apartmentsiedlungen. Graue, feuchte Hochhäusercaños. Und wer lebt in diesen Apartments? Verbrecher. Fleischfresser. Hautkrebspatienten. Leute, die über Tiere – oder über die Natur oder die Welt, wie sie früher war – nicht mehr wissen, als ihre Computer sie wissen lassen.

Na schön. Machen wir es kurz. Wir schreiben das Jahr 2025, ich heiße Tyrone O'Shaughnessy Tierwater, ich bin fünfsiebzig und halb irisch-katholisch, halb Jude. Geboren wurde ich in dem wohlhabendsten Vorort der größten Stadt der Welt, zu einer Zeit, als es noch keine Versorgungsengpässe gab, jedenfalls nicht in diesem Land, keine Unwetter (außer den normalen), keinen sauren Regen und genügend Wildnis und dichten Urwald, wo man tief durchatmen konnte. Momentan bin ich auf dem Weg zu meiner Exfrau Andrea, um mit ihr eine Portion Wels-Sushi aus dem Zuchtteich zu probieren, ein paar zu heben und

vielleicht sogar mit ihr ins Bett zu hüpfen, um der guten alten Zeiten willen. Oder aus Liebe. So hatte sie es doch ausgedrückt? *Aus Liebe?* Die Scheibenwischer bewegen sich im Takt zu meinem arrhythmisch schlagenden Herzen, dem Wind platzen bald die Backen, und der fette Olfputt-Geländewagen stampft wie ein Schiff auf hoher See – und in meinem Kopf habe ich, festgeklebt wie ein Kaugummi an der Schuhsohle, den Fetzen eines Schlagers von vor so langer Zeit, daß ich gar nicht mehr weiß, wie er hieß oder wo ich ihn aufgeschnappt habe. *Down the alley the ice wagon flew... Arlene took me by the hand and said, Won't you be my man?*

Dieser Ausflug könnte interessant werden.

Der Parkplatz ist überschwemmt, das sanft schwappende, kackbraune Wasser steht gut einen halben Meter hoch, und das war's wohl für meine Cowboystiefel – die ich nur aus Eitelkeit angezogen hab, dabei hätten es die Gummitreter ebensogut getan. Ich sitze eine Minute lang da und verfluche meine Blödheit, während die trüben mickrigen Lämpchen von Swensons Kneipe durch den Schleier der regenschlierigen Windschutzscheibe locken. Der benachbarte mexikanisch-chinesische Imbiß ist dauerhaft mit Sandsäcken gesichert und duster wie eine Höhle, dafür stehen die Computerwerkstatt und der Supermarkt gleich daneben in luftiger, trockener Höhe auf drei Meter langen Stützpfählen, die aus dem

gebrochenen Hafendamm von Gaviota stammen. Der Regen prasselt jetzt stärker herab – logisch – und spielt Schlagzeug auf dem Dach des Geländewagens, der Wind rüttelt kontrapunktisch an der Fahrerkabine und packt alles, was nicht niet- und nagelfest ist, um es an ein geheimes Ziel zu tragen, zum Friedhof der fortgewehten Sachen. Hier oben in den Hügeln, wo sich die Unwetter gerne festsetzen, nachdem sie vom Meer heraufgerast sind, ist jedes Dach mit Stahltrossen gesichert, und in die Firma, die das anbietet, sollte man sein Geld stecken – »Bombenfest, der Fachmann fürs Dach«, mit Langzeitgarantie. Natürlich ist alles, was ich je zum Investieren besaß, jeder Penny, den ich mal verdient habe, und alles, was mir mein Vater hinterlassen hat, an Andrea und Teo und meine glutäugigen Kumpane von *Earth Forever!* gegangen. (Nie davon gehört? So eine radikale Umweltgruppe in den Achtzigern und Neunzigern. Bekannt für das Spicken von Bäumen mit Stahlnägeln. Öko-Sabotage. *Earth Forever!* Fällt der Groschen?)

Sie dauert lange, diese Minute; ich kaue die Dinge durch und zögere das Unvermeidliche hinaus, wie es alte Leute eben tun (dabei bin ich so alt auch nicht, bei all dem medizinischen Fortschritt, der über uns hereingebrochen ist – persönlicher DNA-Code, Telomerasebehandlungen und Epidermisauffrischungen, die ich dank der Großzügigkeit von Maclovio Pulchris reichlich genutzt

habe), und dann denke ich mir: Zum Teufel mit der Würde, ziehe die Stiefel aus, stopfe die Socken tief in die Spitzen hinein und rolle die Hose an meinen dürren Beinen hoch. Bis zu den Schienbeinen tauche ich ein in das badewannenwarme Wasser, klemme mir die Stiefel unter den Regenmantel, ziehe die Baskenmütze gegen den Wind in die Stirn, und los geht's über den Parkplatz. Fast macht es sogar Spaß, das Planschen, soviel Wasser dort, wo es nicht hingehört, und es erinnert mich an ein Erlebnis vor fünfundsechzig Jahren, den Hurrikan Donna und einen schulfreien Tag in Peterskill, New York, auch so eine Riesenplanscherei. (Früher dachten die Leute ja, der Zusammenbruch der Biosphäre wäre das Ende von allem, aber weit gefehlt! Genau das Gegenteil ist der Fall - es gibt einfach von allem noch mehr: mehr Sonne, Wasser, Wind, Staub und Schlamm.)

Ich stehe unter der Behelfsmarkise (dickes Stahlblech, aufgeschweißt auf Stahlpfeilern, die mit Betonsockeln im Boden verankert sind) und versuche gerade auf dem einen bloßen Fuß zu stehen, während ich dem anderen Socke und Stiefel überstreife, da fliegt die Tür auf und zwei Betrunkene, so rot im Gesicht und auf den blasigen nackten Armen, als wären sie in einem Tandoori-Ofen gebacken, torkeln heraus und glotzen in den Regen. »Mist«, sagt der zu meiner Rechten, und ich spähe an ihm vorbei in die Kneipe hinein, um zu sehen, ob Andrea schon da ist,

»da können wir ebensogut noch einen trinken.« Sein Begleiter blinzelt die Sintflut an, als hätte er noch niemals Wasser gesehen – und vielleicht ist es so, vielleicht stammt er aus Brasilien oder Neuseeland oder einem der anderen Wüstenstaaten –, dann sagt er: »Geht nicht. Muß nach Hause zu« (man setze einen Vornamen ein) »und den Kindern und dem Hund und den Ratten auf dem Dachboden... aber scheiß auf dieses Wetter, echt zur Hölle damit!«

Ich atme tief durch, mogle mich an ihnen vorbei und betrete das Restaurant. An dieser Stelle sollte ich wohl sagen, daß Swensons Kneipe nicht gerade der eleganteste Laden ist – Eleganz ist nur was für die Reichen: Computerreparaturtypen, Filmheinis, Popstars wie Mac –, aber sie hat ihre Reize. Der Eingang gehört allerdings nicht dazu. Gleich rechts ist ein leeres Aquarium in einem Zementblock eingemauert, links befinden sich Garderobenhaken und ein Schirmständer. Musik dringt auf einen ein – Oldies, die ehrwürdig ergrauten, unentzinnbaren Hits der Sechziger, mörderisch aufgedreht für taube und zahnlose Zeitgenossen wie mich –, dazu ein Gemisch von Körperdüften und eine Feuchtigkeit, wie man sie eher im schwarzen Loch von Kalkutta erwarten würde. Keine Klimaanlage natürlich, bei den Stromsperren und dem schlicht astronomischen Preis pro Kilowattstunde. Geradeaus liegt die Bar, links ist der Speisesaal, getäfelt mit nicht zueinander passenden

Kiefern Brettern, die aus den klassischen kalifornischen Ranchhäusern zusammengesammelt wurden, bevor die sich dem historischen Imperativ der Minieinkaufszentren und Apartmenthäuser ergaben. Ich gehe geradeaus, an der Bar herrscht Hochbetrieb, Shiggy sieht kurz von seinem Mixbecher auf und nickt mir zu, aus den gepeinigten Lautsprechern quillt irgendein antiquierter Quatsch von wegen man solle sein Pony reiten.

Keine Andrea. *Ride your pony, ride your pony.* Mein Ellenbogen findet die Theke, der billige Sake (schmeckt nach Maschinenöl, die Destille ist im Ort) findet mich, und ich schaue mich noch einmal um. Ich nehme sogar die Brille runter und wische sie am Ärmel ab, eine Geste, die mir so vertraut wie das Atmen ist. Setze sie wieder auf. Mustere die Gesichter jetzt ganz genau, tilge Falten, Alters- und Leberflecken, ziehe Münden und Augen aus ihren Furchen hervor, glätte hier eine Stirn, lifte dort ein Kinn, und immer noch keine Andrea. (Swensons Publikum, falls sich der Leser wundert, rekrutiert sich ausschließlich aus den Jungalten, dem am schnellsten wachsenden Segment der US-Bevölkerung, von denen ich – in Anbetracht der Alternative – ein widerwilliger, aber doch dankbarer Teil bin.)

Am Ende der Theke fängt eine Frau in Rot meinen Blick auf – das heißt, ich fange ihren auf –, und mein Blut rast wie das eines Teenagers, bis mir klar wird,

daß sie keine fünfzig sein kann. Ich sehe noch einmal hin, als sie sich wegdreht und einen Lacher als Reaktion auf irgend etwas ausstößt, das der pensionierte Zahnarzt neben ihr gerade sagt, und ich sehe, daß alles daneben ist: Andrea, und hier ist mir völlig egal, wie alt sie jetzt sein mag – sechzig, fünfundachtzig, hundertzehn –, besitzt das Doppelte an Ausstrahlung. Das Zehnfache. Ja, sicher. Es ist nicht Andrea. Nicht mal entfernt. Aber ist es deshalb weniger deprimierend, mir einzugestehen, daß ich hier im Grunde auf wehen Knien herumstehe, in einem schicken Hemd und mit einer klatschnassen Baskenmütze, die auf meinem kahlen Kopf wie ein Chili-Käse-Omelette aussieht, und auf ein Phantom warte? Noch dazu auf ein blutsaugendes Phantom?

Ride your pony, ride your pony. Was hat Yeats über das Alter gesagt? Nicht, daß man sein Pony reiten soll. Ein alter Mann ist ein erbärmlich Ding, das sagte er. Zerlumpter Rock über einen Stock gehängt. Brilliant formuliert.

Aber was fühle ich da im Nacken? Etwas Feuchtes. Wasser. Allgegenwärtiges Wasser. Ich blicke auf, von den Platten an der Decke tropft es, dann sehe ich auch den Plastikeimer zwischen meinen Füßen – ich stehe praktisch drin –, als ich auf einmal einen Druck auf dem Arm spüre. Es ist ihre Hand, Andreas Hand, das Gefühl, wie sie sich um meinen Bizeps legt, unwiderruflich wie die Geschichte, und was kann ich

schon tun, als aufzusehen zu ihrem neuen Gesicht, diesem Gesicht, das wie feuchter Ton über jenem anderen modelliert wurde, das glasiert und gebrannt auf dem Regal in meinem Kopf steht. »Hallo, Ty«, sagt sie, im Eimer plätschert es leise, die zum Schneiden dicke Luft wird von den plärrenden Lautsprechern zerfetzt, die Gäste brabbeln, und ihr beharrlicher Blick hält mich fest. Mir fällt nichts ein. Shiggy schlendert vom anderen Ende des Tresens zu uns, riesenhaft in seinem Hawaiihemd, auf den Lippen die klassische Barkeeperfrage, und dann lächelt sie wie die Sonne, die sich über den Hügeln erhebt. »Hübsche Mütze«, sagt sie.

Sofort reiße ich sie mir vom Kopf und drehe sie verlegen hinter dem Rücken.

»Aber Ty« - ein Lachen -, »du hast ja eine Glatze!« »Was darf es sein für die Lady?« schreit Shiggy durch den Lärm, und ehe ich noch ein Wort an sie gerichtet habe, wende ich mich an ihn, einen Ignoranten, mit dem ich jeden Tag reden könnte. »Sake on the rocks«, sage ich zu ihm, »außer sie zahlt selber - und ich nehme auch noch einen.« Die Transaktion schenkt mir eine Minute, um mich zu sammeln. Es ist Andrea. Sie ist es wirklich, hier neben mir, in Fleisch und Blut. Die Freude, so rufe ich mir ins Gedächtnis, ist untrennbar verbunden mit ihrem angetrauten Gefährten, dem Schmerz. »Wir werden

alle älter«, rufe ich und drehe mich mit den Drinks in der Hand zu ihr um, »wenn wir Glück haben.«

»Und ich?« Sie tritt ein Stück zurück, wie auf einer Bühne, und hebt theatralisch die Arme. Im ersten Moment denke ich, sie dreht gleich eine Pirouette. Aber ich will hier nicht allzu zynisch klingen, denn es ist lange her, und sie sieht gut aus, sehr gut sogar, acht oder neun auf einer Skala bis zehn, alles in allem. Ihr Mund zieht sich in ein Körbchen aus Furchen und Fältchen zurück, als das Lächeln verblaßt, die Augen haben weniger Farbe und Glanz als in meiner Erinnerung, und sie treten kaum merklich hervor – aber was soll die Haarspalterei? Sie war damals eine Schönheit, und sie ist es noch heute.

»Du siehst toll aus«, sage ich, »und das rede ich nicht nur so dahin – es stimmt. Du siehst... ich weiß nicht, zum Anbeißen aus. Bist du zum Anbeißen?«

Das Lächeln kehrt zurück, aber nur eine Sekunde lang, es blitzt über ihr Gesicht wie vom Wind verweht, der jetzt die Fenster scheppern läßt – und zwar hörbar, trotz des Höllenlärms in der Kneipe und meines lädierten Gehörs (das Jimi Hendrix und The Who vor sechzig Jahren zugrunde gerichtet haben). Sie trägt ein geblümtes Kleid mit Rüschen an den Ärmeln, tief ausgeschnitten natürlich, hat einen halben Zentimeter Make-up aufgelegt, und das – pechschwarz gefärbte – Haar liegt schwer auf ihren Schultern. Sie fixiert mich mit diesem halb verträumten, halb berechnenden